

Zeitschrift: Surseer Schriften. Geschichte und Gegenwart
Herausgeber: Stadtarchiv Sursee
Band: 2 (1997)

Artikel: Zwischen Altstadt und Sempachersee : kleinstädtische Quartierentwicklung im Spiegel von fünfzig Jahren Quartierverein Mariazell 1947-1997
Autor: Grüninger, Sebastian / Röllin, Stefan
Kapitel: Das Quartier aus subjektiver Perspektive
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1055034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Interviews mit Quartierbewohnerinnen und -bewohnern

«Wie war das damals? Wer weiss darüber noch Bescheid?» Solche Fragen tauchten mit der Aufarbeitung der Quartierentwicklung oft auf. Das bot Gelegenheit, die Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart mittels Interviews zu ergänzen. Sie spiegeln Erfahrungen und Erlebnisse mit dem Quartier und seinen Bewohnern aus ganz persönlicher Sicht. Die Methode der «oral history», in der Geschichtswissenschaft zum Teil noch heftig umstritten, findet aber auch bei uns vermehrt Anwendung. Die mündliche Überlieferung wird dabei als Ergänzung zu den schriftlichen Quellen gesehen und eingesetzt.

Ohne weiter auf die Methode einzugehen: Wir haben versucht, den Interviews eine grobe Struktur zu geben und in der Auswahl eine möglichst grosse Breite zu erzielen. Das Ergebnis dieser Gespräche sind ganz persönlich geprägte, subjektive Erfahrungen und Berichte. Jede subjektive Erfahrung und Sicht bildet gleichsam einen Baustein, der von dieser Subjektivität her interpretiert und relativiert werden muss. Das bedingt für den Lesenden stets eine sorgfältige Quellenkritik, wie das übrigens für schriftliche Quellen auch gilt. Dies mindert aber den Wert solcher subjektiver Aussagen in keiner Weise. Weiter ist beim Lesen zu beachten, dass es sich um mündliche Quellen handelt, welche, ausser dem Interview mit Konrad Lienert, in einer mundartlichen Fassung aufs Tonband aufgenommen und nachträglich in Schriftsprache in die schriftliche Form gebracht worden sind. Sämtliche Reinschriften wurden den Interviewpartnern vorgelegt sowie da und dort korrigiert oder ergänzt. Die gedruckte Version der Interviews weist in der Regel auch einige Kürzungen auf. Von allen Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmern erhielten wir die Einwilligung zum Druck. Von unserer Seite danken wir allen Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmern für die spontane Zusage und die uns zur Verfügung gestellte Zeit ganz herzlich!

Trotz den erwähnten Einschränkungen ist so ein farbiges Bild zum Quartier aus subjektiver Sicht entstanden.

Was hat Sie dazu veranlasst, an diesen Ort zu ziehen?

Ich kam durch meine berufliche Tätigkeit in die Region. Da ich gesamtschweizerisch tätig war, stellte sich Sursee, ungefähr im Fadenkreuz der landwirtschaftlichen Schweiz, als idealer Wohnort heraus. Eine gewisse Zeit dachten wir noch an einen Umzug in die Westschweiz, vor allem, um den Kindern die Chance zu geben, zweisprachig aufzuwachsen. Aber für meine Arbeit wäre dies nicht ideal gewesen.

Neben den geographischen Vorteilen hat es uns in Sursee einfach auch sehr gut gefallen, vor allem das «Städtli» und der Kontakt mit den Leuten. Sursee ist ein gut gelegener Ort; darum haben sich hier auch viele landwirtschaftliche Betriebe niedergelassen, die in der gesamten Schweiz tätig sind (z.B.: UFAG usw.). [...]

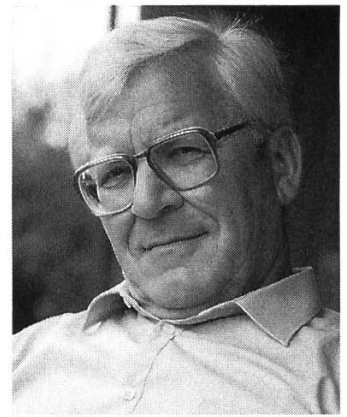
Auch war die Wohnlage ideal, vor allem für die Kinder, weil wir lange Zeit fast als einzige an dieser Strasse wohnten. Sie lernten zum Beispiel noch auf den kleinen Hügeln Ski fahren, wo heute all die Häuser stehen. [...]

Heute wissen viele nicht mehr, dass ein grosser Teil des Quartiers Mariazell seinerzeit «Lungholz» geheissen hat. Trotz der Kapelle Mariazell war «Lungholz» die eigentliche Bezeichnung für das Quartier. Dieser Name ging dann ein wenig vergessen, als die Strassenbezeichnung kam.

Ich kenne eine Version von Karl Hunkeler, alt Landwirtschaftslehrer, warum dieses Quartier «Lungholz» genannt wurde: [...] Noch heute gibt es am Oberkircher Kirchenweg viele Eschen. Das Eschenholz benötigten die Bauern früher unter anderem, um den «Lung» anzufertigen. Das ist ein Stift, der zur Arretierung der Holzräder bei den alten Wagen benötigt wurde. Karl Hunkeler vermutete, dass die Bauern aus der Region Sursee von hier das Eschenholz zur Anfertigung des «Lung» nahmen und so der Name «Lungholz» entstand. [...]

Sie haben die Quartierentwicklung schon etwas angeschnitten, vor allem auf das Gebiet Lungholz bezogen. Wie haben Sie die baulichen Veränderungen in der Vergangenheit Richtung Spital und Bellevue erlebt?

Wenn früher unsere Kinder im Winter schlitteln gingen, konnten sie von unserem Haus aus quer über das Land Richtung Mariazell gehen, so dass wir sie dort noch sehen konnten. Es gab noch Tannenhaine, wo sie ihre Hütten bauten, und auf den Wiesen vor dem Spital pflückten sie Blumen. Es gab viel weniger Verkehr, obwohl er schon damals stetig zunahm. In Anbetracht des Verkehrsproblems sind wir heute an der Lungholzstrasse, im Vergleich zu anderen Quartieren, geradezu privilegiert. Wir haben damals, ohne die weitere bauliche Entwicklung voraussehen zu können, am richtigen Ort gebaut. [...]



Albert Villiger

Alter:

73, verheiratet,
4 erwachsene Kinder

Beruf:

Ing. Agr.

Wohnort:

Sursee

Albert Villiger wohnt seit 1956 im Quartier, anfänglich an der Spitalstrasse, ab 1958 im Eigenheim an der Lungholzstrasse.

Interview:

Thomas Bachmann

Niederschrift:

Emanuel Amrein

Wie würden Sie das Quartier knapp charakterisieren?

Es ist die idealste Wohnlage von ganz Sursee. Wir liegen optimal zwischen der Altstadt und dem Naherholungsgebiet am See. [...] Der Zusammenhalt im Quartier ist gut, vor allem dank dem Quartiersverein und den vielen Anlässen. [...]

Welches sind die grössten Probleme des Quartiers Ihrer Meinung nach?

Die grössten Probleme sind seit Jahren die Verkehrs- und Parkplatzprobleme, vor allem an den Wochenenden rund um das Spital und das Café Koller. Ich sehe darin eine Störung der Sonntagsruhe. [...]

Es gibt sicher noch andere Probleme, vielleicht im Sonnhaldequartier. Weil dort Mehrfamilienhäuser und Blöcke stehen, ist das Leben sicher anders als in einem Einfamilienhausquartier.

Was sind Ihre Wünsche in bezug auf das Quartier?

Man sollte ja nicht egoistisch sein. Aber ich wünsche mir für alle, die nicht so privilegiert wohnen und vom Verkehr wirklich benachteiligt sind, dass etwas mehr getan wird. Ich denke da zum Beispiel an die Anwohner der Sonnhaldestrasse, die damals durch die Verbreiterung nicht wie vorgesehen beruhigt, sondern gefährlicher und lauter wurde. Der Verkehr hat auch durch den Neubau des Spitals zugenommen. [...] Eine mögliche Lösung wäre vielleicht eine Senkung der Tempolimits.

Wie beurteilen Sie die Beziehung zwischen den Quartierbewohnern, dem hiesigen Gewerbe und öffentlichen Institutionen (z.B. Spital, Café Koller usw.)?

Wir können uns glücklich schätzen, dass wir ein Café haben. Einen Ort, wo nicht nur das Nötigste gekauft werden kann, sondern der auch Treffpunkt ist. Die Lage unmittelbar neben dem Spital finde ich gut. [...] Andererseits bringt dieses Café, wie schon gesagt, viel zusätzlichen Verkehr ins Quartier. Aber man darf nicht nur immer die Nachteile sehen und die Vorteile vergessen. Das Gewerbe wurde mehrheitlich ausgesiedelt (z.B.: Lanz + Marti) oder man hat allfällige Probleme in den Griff bekommen (z.B.: Rost AG), so dass das Quartier Mariazell mit einigen Vorbehalten als ideales Wohnquartier bezeichnet werden kann.

Sie waren als Präsident im Quartiersverein aktiv tätig. Wann war das?

Das war während 4 Jahren, von 1976 bis 1980.

Sehen Sie einen Unterschied zwischen der Rolle, die der Quartiersverein damals gespielt hat, und der Rolle von heute?

Die Verkehrsproblematik, wie schon angesprochen, ist heute noch viel gewichtiger als damals. Das Quartier ist gewachsen, und da-

durch hat auch die Motorisierung zugenommen. Das Resultat ist, dass heute hauptsächlich über dieses Thema diskutiert wird. Wir beschäftigten uns damals noch mehr mit anderen Problemen (z.B.: Kindergarten, Spielplätze usw.). [...] Ich glaube, damals war es einfacher, die Probleme waren rückblickend einfacher zu lösen als heute.

Was kommt Ihnen neben den vielen Anlässen, die Sie schon erwähnt haben und die heute zum Teil nicht mehr stattfinden, zur Geschichte des QV spontan in den Sinn?

So viele weltbewegende Sachen sind eigentlich nicht passiert! Natürlich der Neubau des Spitals. [...] Ich kann mich auch erinnern, dass man früher die Lungholzstrasse weiterführen und mit Oberkirch erschliessen wollte. Damals haben wir uns auch vom QV aus heftig gewehrt. Das hätte natürlich für den Verkehr im Quartier fatale Folgen gehabt, nicht nur für die Lungholzstrasse. [...]

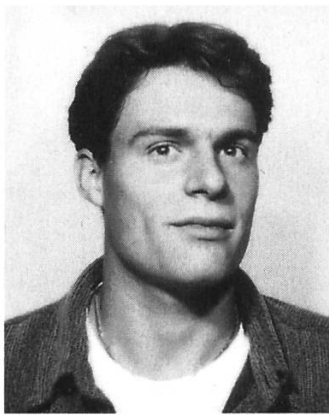
Ich kann mir vorstellen, dass während des Neubaus des Spitals die lange Bauzeit und der Bauverkehr viel zu reden gaben. Wie war das? Gab das auch Diskussionen innerhalb des Quartiersvereins?

Wenn man selber jemals gebaut hat, weiss man ungefähr, wieviel Verständnis der Anwohner nötig ist. Wir selber waren nicht so stark betroffen wie die direkten Anwohner an der Baustelle, die den zusätzlichen Verkehr ertragen mussten. [...] Doch allen war bewusst, dass dieses Spital gebaut wird und irgendwann die Bauarbeiten beendet sein werden. Das ist nicht das gleiche Problem wie beim Strassenverkehr, wo keine Ende in Sicht ist und man weiss, dass er immer dichter und intensiver wird.

Wie schon gesagt: Man darf einfach nicht zu egoistisch sein, und das Wort der Allgemeinheit sollte vermehrt respektiert werden.

Noch eine letzte Frage: Gibt es spezielle persönliche Erlebnisse, an die Sie sich gerne oder auch weniger gerne erinnern im Zusammenhang mit dem Quartier?

Ich erinnere mich immer wieder gerne an all die Begegnungen im Quartier, die ich vor allem dank dem QV hatte oder an die ich durch den QV erinnert wurde. Ich stelle immer wieder fest, dass es älteren Leuten besonders gut tut, wenn sie gegrüsst und angesprochen werden, weil sie oft einfach nicht mehr erkannt werden. [...] Darum glaube ich, dass der QV mit seinen jährlich wiederkehrenden Anlässen eine vielseitige Aufgabe erfüllt. Die Leute lernen sich dort kennen und können so den Kontakt pflegen. Vielleicht kann so auch die Anonymität, wie wir sie in grösseren Städten kennen, vermieden werden. Je besser es aber den Leuten geht, desto weniger pflegen sie den Kontakt, weil sie ihn gar nicht nötig haben.



Pascal Zehnder

Alter:
23, ledig

Beruf:
stud. med.

Wohnort:
Sursee / Fribourg

Pascal Zehnder lebt seit 14 Jahren im Quartier und verbrachte den grössten Teil seiner Jugend im Quartier Mariazell. Seine Eltern wohnten vorher an der Bifangstrasse, Quartier Neufeld, bis sie an den Mariazellweg umzogen.

Interview:
Thomas Bachmann

Niederschrift:
Thomas Bachmann

Wie hast Du die Quartierentwicklung in der Vergangenheit erlebt, zum Beispiel die baulichen Veränderungen?

Baulich veränderte sich das Seehäusergebiet stark, sozusagen das «Beverly Hills» von Sursee. Zudem soll sich ja das Seegebiet mit der Trichterplanung stark verändern. Bei uns veränderte sich in letzter Zeit nicht viel, ausser dass jetzt einige Häuser renoviert oder umgebaut werden, die schon vor längerer Zeit gebaut wurden. Das sind die grössten baulichen Veränderungen im Quartier, die ich erlebt habe. [...]

Hast Du Zukunftswünsche für das Quartier Mariazell?

Schön wäre es, wenn nicht mehr allzuviel gebaut würde. Vor allem das Seegebiet sollte man so beibehalten. [...] Die Hügel zum Schlitteln im Winter sollten ebenfalls erhalten bleiben, das wäre schön.

Du hast das Projekt der Trichterplanung angesprochen, wie sieht Deine Meinung dazu aus?

Ich bin zu diesem Projekt eher kritisch eingestellt. Oft gehe ich selber in diesem Gebiet spazieren und begegne jetzt schon sehr vielen Menschen. Für mich kämen Grillplätze und Toiletten einer Veranstaltung gleich. Ich finde ein Biotop mit Schaubrücke neben einem lebendigen See unnötig.

Weshalb muss denn immer alles noch attraktiver gemacht werden, womit sich die Mobilität nur noch zusätzlich vergrössert? Darum würde ich das Trichtergebiet so natürlich belassen, wie es ist.

Was sind Deiner Meinung nach die wichtigsten Probleme des Quartiers?

Von wirklich grossen Problemen ist unser Quartier nicht betroffen: Unser Verkehrsaufkommen ist nicht so gross wie im Städtchen, und auch die Einbrüche um die Weihnachtszeit kann man nicht als quartierspezifisch bezeichnen.

Ein echtes Anliegen wäre es, die verschiedenen Teile der Wohngegend Mariazell einander näherzubringen. [...]

Wie würdest Du das Quartier in wenigen Stichworten charakterisieren?

Es ist gross, das Spital steht im Zentrum, es ist sehr angenehm, hier zu wohnen, romantisch und in der Natur.

Hat das Spital Deiner Meinung nach eine grosse Bedeutung?

Das Spital prägt das Quartier: Tagsüber sind die vorbeifahrenden Krankenwagen nicht zu überhören. Und des Nachts sind die hell erleuchteten Fenster weit herum sichtbar. Sicher kamen auch etliche Quartierbewohner im Spital oder im jetzigen Pflegeheim zur Welt. Schliesslich dient es beim Beschreiben des Wohnortes als markanter Anhaltspunkt.

Wie beurteilst Du die Beziehung zwischen den Quartierbewohnern, dem hiesigem Gewerbe und öffentlichen Institutionen?

Als gut. Um den Nutzen des Cafés und der Bäckerei Koller sind wir uns bewusst. Täglich gehen wir dort einkaufen, und nach einem kräfteraubenden Spaziergang kann man sich sogar eines Desserts erfreuen. [...]

Was das Spital betrifft, hofft man, nicht allzu oft Gast zu sein. Dennoch bin ich froh, dass Sursee ein eigenes Spital hat.

Also bildet das Spital Deiner Meinung nach keinen Fremdkörper im Quartier?

Dieses Gefühl habe ich nicht. Da würde ich schon eher das Bellevue als einen Fremdkörper bezeichnen. Durch das Ungeschick der ehemaligen Pächter kam ein wöchentlicher Quartierstamm nicht zustande. Dabei wäre es eine gute Möglichkeit, einander näherzukommen. Ich hoffe, dass sich das mit dem neuen Besitzer ändern wird. [...]

Du warst noch nie aktiv im Vorstand des Quartiervereins Mariazell?

Nein. Sowohl ich wie meine Eltern nehmen aber aktiv am Vereinsleben teil.

Wie siehst Du die Rolle des Quartiervereins? Welche Aufgaben sollte er Deiner Meinung nach wahrnehmen?

Ich sehe seine Rolle so, wie er sie bis anhin wahrgenommen hat: dass er Anlässe mit und für Bewohner des Quartiers veranstaltet, wie z.B. den ökumenischen Bettagsgottesdienst, die besinnliche Weihnachtsfeier oder das gemütliche Jassen in der «Braui».

Hast Du dort auch schon teilgenommen?

Ja, das habe ich. Und das gemütliche Beisammensein hat mir jedesmal gefallen. Genau da sehe ich die Aufgabe des QV: Also auf der einen Seite muss der gesellschaftliche Aspekt gepflegt werden, und auf der anderen Seite soll sich der QV auch um öffentliche Aufgaben kümmern, wie z.B. um Parkplatzprobleme oder um die Sicherheit der Fussgänger. [...]

Ich kommen noch einmal auf den Quartierjass zu sprechen, Deiner Meinung nach das absolute Highlight des Jahres?

Ganz klar, nur konnte ich dieses Jahr leider nicht daran teilnehmen. Man isst die feine «Metzgete», trinkt ein paar Bier und freut sich schon auf die Lionerwurst, die man nach der Rangverkündigung vielleicht nach Hause nehmen kann.

Gibt es spezielle persönliche Erlebnisse aus Deiner Jugendzeit, an die Du Dich gerne erinnerst?

Da sind sicher einmal die Nähe zum See, die Flosse und die Hütten, die wir gebaut haben, und die verschiedene Jugendbanden.

[...] Oder dann die grosse Hütte der «Kollerbande», von deren Mitgliedern wir sogar einmal «rekrutiert» wurden, indem wir einen gelegten Brand in ihrem «Bandenhauptquartier» löschen mussten. Unvergesslich sind auch die unzähligen Schlittelnachmittage, die wir am Moränenhügel verbracht haben. [...] Auch das Rollhockeyspielen darf ich natürlich nicht vergessen. Das sind alles Erlebnisse, an welche ich mich noch gut und gerne erinnern mag. [...]

Dann war also das Quartier für einen Jugendlichen attraktiv, es lief einiges, und der Zusammenhalt unter Gleichaltrigen war auch gut? Es war immer etwas los. Wir verstanden uns gut mit den Kindern aus anderen Teilen des Quartiers, vor allem weil viele im gleichen Alter waren. Obwohl es einige Jugendbanden gab, kamen echte Gehässigkeiten selten vor. Und wenn dies einmal der Fall war, verflogen sie bald wieder.

Als Kind und Jugendlicher stösst man auf viel Verständnis. Man kann sich vertun, ohne grosse Reklamationen zu erhalten. Eine Ausnahme bildete vielleicht der Kindergartenspielplatz, wo Ballspiele aufgrund eines Schildes verboten waren. Doch inzwischen soll diese Tafel ja abhanden gekommen sein...

Wohnten Sie innerhalb von Sursee immer am gleichen Ort?
Nein, zuerst wohnte ich im Haus der Apotheke, weil ich anfänglich in der «Spinne» und dann im Pfarreiheim als Kindergärtnerin tätig war. Erst als meine Eltern nach Sursee kamen, zog ich 1963 ins Quartier.

Was hat Sie dazu veranlasst, an diesen Ort zu ziehen, in dieses Quartier?

Schon als ich damals nach Sursee kam, wurde über einen Kindergarten im Mariazell-Quartier diskutiert. Hier zu arbeiten, war schon immer mein Wunsch, weil die Kinder aus diesem Quartier schon im Pfarreiheim zu mir in den Kindergarten kamen. Ich ging immer sehr gerne mit den Kindern hier spazieren. Es hatte viel weniger Verkehr und war viel ruhiger. Es war mein Wunsch, falls dieser Kindergarten gebaut würde, diese Stelle übernehmen zu dürfen.

Auf dieses Thema kommen wir später noch zu sprechen. Wie haben Sie die Quartierentwicklung in der Vergangenheit erlebt? Zum Beispiel die verschiedenen baulichen Veränderungen?

All die baulichen Veränderungen können Sie ja selber auf den Bildern erkennen, die es vom Quartier gibt. Zum Beispiel kann ich mich noch erinnern, dass es an der Lungholzstrasse kaum Häuser gab. Oder ich habe erlebt, wie die «Blöcke» an der Sonnhaldenstrasse gebaut wurden. Das Quartier war eigentlich sehr klein. Die Aufgaben des damaligen Vorstandes des Quartiervereins Mariazell bestanden darin, möglichst die Industrie vom Quartier fernzuhalten und das Wohnquartier als solches zu erhalten.

Wie erlebten Sie den Neubau des Spitals?

Ich habe das sehr intensiv erlebt, weil sich ja unmittelbar daneben der Kindergarten befindet. Dadurch wurden meine Nerven schon gelegentlich strapaziert. Doch im Zusammenhang mit dem Neubau wird immer nur von der Bauzeit gesprochen, aber dass es vor dem Bau gar keine Strasse gab, daran denkt heute niemand mehr. Doch wir hatten mit dem Spital immer ein gutes Verhältnis.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Quartiers?

Mein Wunsch ist eigentlich schon ein wenig in Erfüllung gegangen. Denn ich wünschte mir immer, dass die jungen Leute viel mehr miteinbezogen werden. Das machte ich mir auch zu meiner Aufgabe, als ich in den Vorstand des Quartiervereins eingetreten bin. An den Anlässen nahmen immer die gleichen Leute teil. Ich hatte dann das Gefühl, dass es meine Aufgabe oder mein Ressort sei, mit den jüngeren Neuzuzügern in Kontakt zu kommen. Ich versuchte an Anlässen oder irgendwelchen Zusammenkünften ganz direkt die Eltern dieser Kinder und Jungen anzusprechen. Das bewegte zwar etwas, doch es war eher mühsam. [...]



Elisabeth Kramer

Alter:
70, ledig

Beruf:
Kindergärtnerin

Wohnort:
Sursee

Elisabeth Kramer wohnt seit 1950 in Sursee und seit 31 Jahren im Quartier am Buchfinkenweg.

Interview:
Thomas Bachmann

Niederschrift:
Emanuel Amrein

Zum Thema «Schicht»: Gab es Probleme durch die Gegensätze zwischen Sonnhalde, Lungholz und Seehäusern?

Es war einmal ein Problem. Ich führte zu Beginn den Kindergarten alleine, und als dann der zweite Kindergarten gebaut wurde, hatte ich den Wunsch, nur noch mit Kindern aus den «Blöcken» der Sonnhalde zu arbeiten. Doch diese Lösung war nicht optimal, und nach einiger Zeit setzte ich mich für eine Durchmischung der Kinder ein. Jetzt aber habe ich wirklich das Gefühl, dass das funktioniert. [...]

Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten aktuellen Probleme des Quartiers?

Da werde ich fast überfragt. Ich habe irgendwie schon zuviel Distanz. [...]

Wie würden Sie das Quartier mit wenigen Worten charakterisieren?

Es ist ein bevorzugtes Quartier, um gleich ehrlich zu sein. Das bemerkte ich vor allem im Kindergarten. Zum Beispiel war der Ausländeranteil nie gross im Verhältnis zu den anderen Quartieren. Hier herrschen immerhin noch geordnete Zustände. Darum sage ich: Es ist ein privilegiertes Quartier. Jeder hat seinen Auslauf, jeder hat Platz, und alles ist im Grünen. Ich glaube, dass diese Tatsache ganz allgemein viel weniger Probleme bereitet. Das sollte auch so erhalten bleiben. [...] Es mag wohl egoistisch tönen, doch bin ich der Meinung, dass es stimmt. Auch von der Landschaft her ist es das bevorzugte Quartier. Und der Naherholungsraum ist quasi vor der Haustüre. Den haben wir nicht nur vor der Haustüre, sondern wir wohnen mittendrin.

Es gibt jetzt viele neue Gebiete im Quartier, das ganze Industriequartier usw. ... Ist das Quartier jetzt nicht fast zu gross geworden?

An der letzten GV wurde gesagt, dass es dort längerfristig ein neues Quartier geben wird. Ich finde es nicht gut, wenn das Quartier unüberschaubar wird, da vieles verlorengehen würde.

Könnten Sie uns die Beziehung zum Spital genauer erläutern?

Die war immer gut. Wir hatten mit dem Spital so etwas wie ein Abkommen. Zum Beispiel machten wir mit den Kindern Dekorationen für das Spital, dafür konnten wir immer sofort hinübergehen, wenn wir etwas mit einem Kind hatten. [...] Auch zum Café Koller hatten wir guten Kontakt. Mit dem Kindergarten konnten wir jederzeit backen gehen. Das Quartier lebte, und wir benutzten es auch – vielleicht dadurch so intensiv, weil ich selber darin gelebt habe.

Ich würde noch gerne etwas spezifischer auf den Quartierverein zu sprechen kommen. Sie sind als erste Frau im QV aktiv gewesen. Welches Amt haben Sie übernommen?

Ich war immer Beisitzerin. Von Beginn an lehnte ich ein spezifisches Amt ab. Ich wollte einfach nur den Kontakt mit den jüngeren Leuten herstellen und pflegen. Aber trotzdem fiel dann die Organisation der Feste eigentlich immer mir zu. Das grösste Fest im Quartier war früher der Maskenball...

Sie waren die erste Frau, die im QV aktiv war. Gab das irgendwelche Probleme mit den Männern?

Nein, überhaupt nicht. Das einzige Problem war vielleicht, dass ich manchmal nach Mitternacht gesagt habe: «So, jetzt gehen wir nach Hause!»

Wie sehen Sie die heutige Rolle des QV? Was für Aufgaben sollte er übernehmen?

Der QV hat heute ganz andere Aufgaben, als wir damals hatten. Zu meiner Zeit gab das Spital Anlass zur Diskussion. Heute, mit all den baulichen Massnahmen und den Parkplätzen, sind andere Aufgaben vorhanden. Aber Priorität sollte, so finde ich immer noch, die Zusammenführung der Leute geniessen. Das bedingt aber Orientierung, und dieses Bedürfnis ist offenbar vorhanden, sonst würden nicht 150 Leute an einer GV erscheinen. Das Bedürfnis der Leute ist da, und das Angebot muss gemacht werden, damit sie erscheinen. Was sie sonst noch alles zu tun haben, weiss ich auch nicht mehr.

Welche Rolle spielte der QV zu Ihrer «aktiven» Zeit? Wo ist der Unterschied zwischen heute und früher?

Ganz früher war der QV der Behüter des Quartiers. Ich glaube, man traf sich etwa zweimal im Jahr. [...] Wahrscheinlich vertrat jeder seine eigenen Interessen. Aber die hatten auch Probleme zu lösen. Zum Beispiel musste diese «Schüür» am Frieslirain weg. Aber viel mehr gab es zu dieser Zeit nicht. Als ich einstieg, kam dann schon das Problem mit den Strassen: die ganze Sonnhaldestrasse, die ganze Roman-Burri-Strasse und die Erschliessungsstrasse Seehäusern. [...] Heute haben sie sicher noch viele Aufgaben. Ich möchte sie nicht mehr haben, und ich würde sie ziemlich sicher auch nicht mehr verstehen.

Jetzt sind ja «Junge» am Werk?

Ich finde das sehr gut. Jetzt geht etwas, und ich finde das toll, wie die das machen. Früher sassen alle, ich schliesse mich da nicht aus, viel zu lange in solchen Vorständen. Es ist nämlich ganz logisch, dass irgend einmal die Ideen aufgebraucht sind. Dann staunt man plötzlich, auf welche Weise die anderen die Sache angehen und neue Ideen haben. Ich war auch viel zu lange dabei. [...]

Gibt es im Zusammenhang mit dem Quartier spezielle persönliche Erlebnisse, positive oder negative, an die Sie sich erinnern können und die Sie hier schildern möchten?

Eigentlich nur Positives. Der Spielplatz beim Kindergarten ist das negativste Erlebnis, das ich hatte, und zwar über Jahre hinweg. [...] Positiv finde ich die Entwicklung, dass man sich zuerst gegen den Kindergarten hier gewehrt hat, und schliesslich war sogar das Bedürfnis für zwei Kindergärten vorhanden. [...]

Wie läuft das jetzt mit dem Kindergarten? Ich habe gehört, dass er ein Jahr geschlossen und das andere Jahr offen ist. Wie sieht das aus?

Jetzt ist er wieder offen. Ein Teil der Kinder kommt aber mit dem Schulbus aus dem Chotten-Quartier, damit der Kindergarten gefüllt werden kann und gleichzeitig der Chotten entlastet wird.

Ich komme nun langsam zum letzten Punkt. Wir haben verschiedene Anlässe angetönt, z. B. Fasnacht, Jassen, Bettag usw. Gab es diese Anlässe schon immer?

Den Bettag gibt es schon länger. Ich weiss das Jahr nicht mehr, aber das war auch eine Idee eines neuen, jungen Vorstandes. [...] Die «Chäppali-Chilbi» gab es eigentlich auch schon, aber nicht in diesem Rahmen, wie es heute der Fall war. Unter anderem weil das Kinderheim Mariazell natürlich viel kleiner war als heute.

Das ist ein gutes Stichwort. Wie war die Beziehung mit dem Kinderheim?

Die war immer gut. Früher intensiver als heute, weil es jetzt vor allem eine Sprachheilschule ist und nicht mehr nur ein Heim für Kinder. Wir nahmen die Kinder immer in den Kindergarten auf. Als Gegenleistung konnten wir zum Beispiel die Turnhalle des Kinderheims benützen. Der Kontakt war immer da. [...]

Was hat Sie dazu bewogen, an diesen Ort, in dieses Quartier zu ziehen?

Eigentlich war es Zufall. Als wir nach Sursee gezogen sind, haben wir an der Roman-Burri-Strasse eine passende Wohnung gefunden. Wir haben uns in diesem Quartier sofort heimisch gefühlt und später das Glück gehabt, in der Nähe einen Bauplatz zu finden.

Können Sie etwas zur Quartierentwicklung sagen, wie Sie sie erlebt haben?

Ich habe den Eindruck, dass die Entwicklung des Quartiers in ruhigen Bahnen verlaufen ist. Die auffälligste Veränderung in dieser Zeit war der Neubau des Kantonalen Spitals.

Haben Sie irgendwelche Zukunftswünsche für das Quartier?

Ich hoffe, dass die gute Wohnlage und das natürliche Erholungsgebiet am See erhalten bleiben.

Bei diesem Thema komme ich gleich auf die Planung der Neugestaltung des Trichters zu sprechen. Sind Sie gegen dieses Projekt?

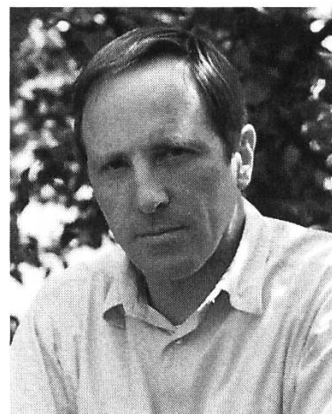
Die eigentliche Attraktion im Trichter ist die Natur, die zu erhalten ist. Die vielen Besucher, die Tag für Tag und insbesondere an Wochenenden den Trichter aufsuchen, beweisen, dass ein natürliches Naherholungsgebiet ohne technische Einrichtungen und ohne Geschäftigkeit ein grosses Bedürfnis ist. Es sollten daher keine zusätzlichen Anziehungspunkte geschaffen werden. Eine solche Seelandschaft findet man anderswo nicht wieder. Eine Mini-golfanlage zum Beispiel kann auch an anderen Stellen realisiert werden. Für das Strandbad und die anderen Einrichtungen, die am See gelegen sein müssen, befürworte ich eine Verbesserung der Infrastruktur oder sogar eine sanfte Erweiterung. Eine Lösung, die zum Ziel hat, dem Publikum möglichst viel zu bieten und wenig kosten darf, aber auf die besonderen Verhältnisse wenig Rücksicht nimmt, lehne ich ab.

Was sind Ihrer Meinung nach momentan die wichtigsten Probleme im Quartier?

Zurzeit sehe ich eigentlich keine riesigen Probleme. Kleinere Anliegen wie die Parkplatzfrage beim Spital oder neue Erschliessungsstrassen werden uns immer wieder beschäftigen. Die angesprochene Trichterplanung ist eine wichtige Aufgabe, die man weiterhin im Auge behalten muss.

Wie beurteilen Sie die Beziehung zwischen den Quartierbewohnern, dem hiesigen Gewerbe und öffentlichen Institutionen (z. B. Spital, Café Koller usw.)?

Wenn ich denke, dass das Spital als Grossbetrieb mit viel Publikumsverkehr in einem Wohnquartier steht, finde ich die Beziehungen sehr gut, und die Zusammenarbeit mit der Spitalverwal-



Otto Steiger

Alter:

56, verheiratet,
3 erwachsene Kinder

Beruf:

Kantonsschullehrer

Wohnort:

Sursee

Otto Steiger wohnt seit 1974 im Quartier Mariazell, zuerst an der Roman-Burri-Strasse, dann an der Lungholzstrasse.

Interview:

Thomas Bachmann

Niederschrift:

Emanuel Amrein

tung ist konstruktiv. Ein Spital passt in eine ruhige Wohnzone. Die im Quartier angesiedelten Restaurants, das Café und die Gewerbebetriebe sind im Quartier integriert und tragen zur Belebung bei. [...]

Wie sehen Sie die heutige Rolle des Quartiervereins? Was für Aufgaben sollte er übernehmen?

Der Quartierverein hat zwei Hauptaufgaben: Erstens hat er die Interessen der Quartierbevölkerung wahrzunehmen und zu vertreten. Dazu gehört die Erhaltung der Wohnqualität und des Naturgebietes im Trichter. Der Quartierverein hat hier eine kommunale und sogar eine regionale Aufgabe. Zweitens soll er das gesellschaftliche Leben im Quartier unterstützen und die gegenseitigen Beziehungen fördern.

Sie waren im Quartierverein als Präsident aktiv. Wann war das genau?

Ich habe von 1990 bis 1996 im Vorstand mitgearbeitet, davon 5 Jahre als Präsident.

Kommt Ihnen zur Geschichte des Quartierverein spontan etwas in den Sinn?

Ich glaube, dass die Einflussmöglichkeiten des Quartiervereins auf die Gestaltung des Quartiers in den letzten zehn Jahren grösser geworden sind. Die Quartiervereine sind aufgewertet worden, seitdem sie von den Stadtbehörden eingeladen werden, in verschiedenen Kommissionen aktiv zu sein, und bei laufenden Planungen frühzeitig miteinbezogen werden. Der direkte Kontakt zwischen den Stadtbehörden und der Quartierbevölkerung ist durch die Quartiertreffs ermöglicht worden.

Wie war das Verhältnis mit den anderen Quartiervereinen in Sursee (z.B. Neufeld, Altstadt)? Gab es da Beziehungen?

Diese Beziehungen waren sehr gut, und sie wurden auch gepflegt. Jedes Jahr wurden die anderen Quartiervereine an mindestens einem Anlass besucht. [...]

Zu Ihrer Amtszeit wurde ein Quartierstamm im «Bellevue» aufgezogen, doch der wurde nicht wie gewünscht besucht. War das Interesse nicht vorhanden?

Wir haben damals den Quartierstamm eingeführt in der Absicht, den Bewohnern des Quartiers die Möglichkeit zu bieten, mit Vorstandsmitgliedern Kontakt zu pflegen. Die Daten wurden im voraus publiziert, und dazu wurde als Aushängeschild ein aktuelles Thema ausgesucht. Aber das Interesse war so gering, dass wir diese Idee fallen liessen. [...]

Zum Thema Quartiererweiterung. Wie kam es überhaupt zu dieser Erweiterung?

Nach der Gründung des Quartiervereins Neufeld wurden die Grenzen zwischen dem Quartierverein Eisenbahn-Vorstadt und dem neuen Verein bestimmt. Gleichzeitig sind die Grenzen zwischen den Quartieren Mariazell und Altstadt bereinigt worden, denn dort gab es einige Unklarheiten. Damit das Industriequartier, das jetzt auch besiedelt wird, nicht als »weisser Fleck« zurückbleibt, wurde dieses Gebiet dem Quartierverein Mariazell zugeteilt mit dem Hintergedanken, dass nördlich der Münsterstrasse ein neuer Quartierverein gegründet wird. Das Quartier Mariazell wird sich dann auf das Kerngebiet zwischen Münsterstrasse, Luzernstrasse und See beschränken. [...]

Quasi ein bisschen Entwicklungshilfe?

Die Leute in diesem Gebiet haben damit die Möglichkeit, Einblick in die Arbeit und die Aufgaben eines Quartiervereins zu gewinnen. Ihre Bedürfnisse und Anliegen unterscheiden sich aber von denen im Kerngebiet Mariazell. Die Autobahn, die Ringstrasse, die Industrie und die Entwicklung an der nördlichen Grenze von Sursee werden Themen sein, um die man sich im erweiterten Gebiet kümmern muss.

Sind Leute aus diesem Gebiet im Vorstand des Quartiervereins Mariazell vertreten?

Darauf hat man von Anfang an Wert gelegt. Seit der Grenzbereinigung ist die Bevölkerung in diesem Siedlungsgebiet durch eine Person im Vorstand vertreten.



Josef Koller

Alter:

58, verheiratet,
4 erwachsene Kinder

Beruf:

Bäcker-/
Konditormeister

Wohnort:

Sursee

Josef Koller wohnt seit 1968 im Quartier an der Spitalstrasse. (Im Verlaufe des Interviews stösst seine Frau Maria Koller dazu und beantwortet ebenfalls einen Teil der Fragen. Daher werden die Kürzel J.K. für Herrn Josef Koller und M.K. für Frau Maria Koller verwendet.)

Interview:

Thomas Bachmann

Niederschrift:

Emanuel Amrein

Was hat Sie dazu bewogen, an diesen Ort zu ziehen?

J.K.: Das war die wunderschöne Wohnlage. Meine Frau und ich wollten selbständig werden und schauten deshalb verschiedene Geschäfte an. An einem wunderschönen, sonnigen Herbsttag kamen wir dann hierher, weil dieser Betrieb zum Verkauf ausgeschrieben war. Das Haus machte mit seinem Garten einen wunderschönen Eindruck. Meine Frau wollte gleich hier bleiben, aber der Fachberater, der dabei war, hielt uns vorerst zurück. Er erklärte uns, dass dies zwar eine wunderbare Wohnlage sei, aber keine Geschäftslage. Ich gab ihm recht, weil das Geschäft abgelegen war. Dennoch kamen wir zum Schluss, dass wir hier mit sehr viel Fleiss etwas erreichen könnten. So kamen wir hierher.

Wie haben Sie die Quartierentwicklung in der Vergangenheit erlebt? Rund um Ihr Haus hat sich einiges verändert.

J.K.: Das ist richtig. Als wir hierherzogen, war das Haus hinter einem Wäldchen versteckt. Es gab nur schmale Strassen, die Roman-Burri-Strasse und die Spitalstrasse hatten einen ganz anderen Verlauf. Es waren eher Wege als Strassen. Ich kann mich noch an Vertreter erinnern, die Mühe hatten, uns zu finden, weil das Haus so abgelegen war. Aber nach dem Neubau des Spitals hat sich das radikal verändert. In den ersten Jahren fuhr ich noch mit einem kleinen Auto das ganze Gebiet ab, um meine «Gipfeli» und «Brötli» zu verkaufen.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Quartiers?

J.K.: Mein Wunsch ist, dass die Quartierbewohner zufrieden sind und realisieren, wie schön wir es hier haben. Wahrscheinlich müssen wir akzeptieren, dass es in Zukunft nicht mehr so ruhig sein wird im Quartier, wie es war. Aber das ist ja die Entwicklung, und fast jeder trägt dazu bei. Wir können nicht alle den Fortschritt nur geniessen und keine Immissionen in Kauf nehmen. Aber ich glaube, die Zukunft sieht für uns gut aus. Wenn beim Spital noch die dringend gebrauchten Parkplätze realisiert werden, gibt es eine absolute Beruhigung im Gebiet.

Sind die angesprochenen Parkplätze Ihrer Meinung nach ein Problem?

J.K.: Ja, das ist ein Problem.

M.K.: In einer Studie wurde von 200 bis 300 Parkplätze gesprochen, die fehlen.

J.K.: So viele sind es sicher nicht, aber ganz sicher eine beträchtliche Anzahl.

M.K.: Der eine Parkplatz [hier handelt es sich um den grossen Parkplatz vis-à-vis von Spital und Café Koller, Anm. der Redaktion] ist am Morgen um 8 Uhr alleine schon vom Spitalpersonal besetzt. Hier sollte man eine Lösung finden, damit das Personal an einem anderen Ort parkieren könnte. Dieser Parkplatz sollte den Besuchern zur Verfügung stehen.

Haben Sie Probleme mit den Spitalbesuchern, die Ihre Parkplätze benützen?

J.K.: Ja, dieses Problem besteht.

M.K.: Das ist ja völlig logisch. Wenn jemand mehrmals im Quartier herumgekreist ist und immer noch keinen Parkplatz gefunden hat, dann wird das Auto irgendwohin gestellt. Ich persönlich würde wahrscheinlich dasselbe tun.

J.K.: Das ganze Problem ist wie eine Gratwanderung für uns. Einerseits müssen wir uns darum kümmern, dass unsere Parkplätze für unsere Kunden frei sind, das ist überlebenswichtig. Andererseits möchte ich die Leute nicht ärgern, wenn ich ihnen beibringen muss, dass die Parkplätze für unser Geschäft reserviert sind und nicht für einen schnellen Besuch im Spital. Das ist nicht so einfach, aber eigentlich auch das einzige Problem, das wir momentan haben.

M.K.: Wir müssen jetzt ab und zu jemanden von unserem Personal hinausstellen, der den Parkplatz überwacht. Als wir letzten Winter zwei Wochen Betriebsferien hatten, waren die Parkplätze immer besetzt. Das stört uns ja eigentlich nicht, aber das zeigt die ganze Situation. Wenn da nicht konsequent durchgegriffen wird, haben wir schliesslich volle Parkplätze und ein leeres Geschäft.

Wie würden Sie das Quartier knapp charakterisieren?

M.K.: Ich selber finde, dass das Quartier einen persönlichen Charakter hat. Obwohl Sursee gar nicht so klein ist, grüsst man sich auf der Strasse gegenseitig, vor allem in unserem Quartier. Das empfinde ich als freundlich und schätze es sehr. [...]

J.K.: Das Quartier ist überblickbar, und man kennt sich.

Wie beurteilen Sie als Geschäftsbesitzer die Beziehung zu den Quartierbewohnern und zum Spital?

J.K.: Mit den Quartierbewohnern haben wir ein sehr gutes Verhältnis. Wir dürfen viele Quartierbewohner zu unseren guten und treuen Kunden zählen. [...]

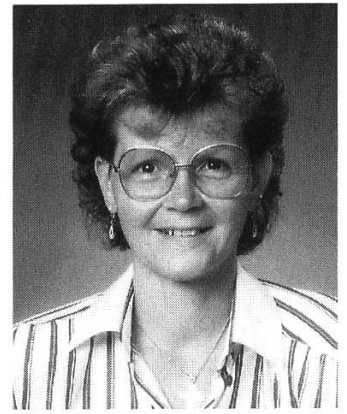
Die Beziehungen zum Spital sind ebenfalls sehr gut. Das einzige Problem ist, dass die Besucher nicht mehr nahe genug bei uns parkieren können. Das war früher noch anders. Früher kamen noch mehr Leute vor ihrem Spitalbesuch zu uns, um schnell ein Geschenk einzukaufen. Heute bringen sie diese von zu Hause mit, wenn sie von auswärts kommen. [...]

M.K.: Aber generell profitieren wir vom Spital. Viele Kunden haben unser Geschäft durch das Spital kennengelernt. [...]

Also sind die Beziehungen zum Spital und zu den Quartierbewohnern intakt?

J.K.: Wir können ja auch gar nichts anderes gebrauchen!

M.K.: Wir sind auch gerne hier. Ich finde es jedesmal nach den Betriebsferien herrlich, wie die Leute wieder zu uns kommen und zei-



Maria Koller

Alter:

54, verheiratet mit
Josef Koller,
4 erwachsene Kinder

gen, wie sie es schätzen, dass unser Geschäft wieder geöffnet ist. Das gibt uns das Bewusstsein, dass wir geschätzt werden, als Betrieb und als Einkaufsmöglichkeit, da der Weg ins Städtchen weit ist und wir die einzigen sind, die hier in der Umgebung Lebensmittel verkaufen.

Früher gab es an der Ecke Frieslirain/Sonnhaldestrasse ein kleines «Lebensmittellädeli». War das eine Konkurrenz?

J.K.: Nein, wir konnten sogar noch das Brot liefern.

M.K.: Ich glaube, dass eine zusätzliche Einkaufsmöglichkeit im Quartier sogar ganz gut wäre. Vor allem wenn ich an die alten Leute denke, die nicht mehr mobil sind und dann immer diesen weiten Weg machen müssen.

J.K.: Früher war das normal, dass es überall solche «Lädeli» gab.

M.K.: Aber es war immer ein Vorteil für uns, dass wir hier oben für uns gewesen sind. Wir sind auch immer hier geblieben. Wir hatten nie Lust, ins Städtchen zu gehen und dort eine Filiale zu eröffnen. So sind wir den anderen nicht zur Konkurrenz geworden und hatten immer unseren Frieden hier.

J.K.: Der Hauptgrund, dass wir keine Filiale eröffnet haben, ist einfach die Konzentration der Kräfte. Hier galt es, unsere ganze Kraft einsetzen, damit dieses Geschäft wächst. Es nützt mir nichts, wenn ich an verschiedenen Orten Filialen habe, die nur durchschnittlich Gewinn abwerfen. Der Durchschnitt genügt nicht. Wir hatten schon mehrere Möglichkeiten und Anfragen, aber ich habe immer abgelehnt. Ob dies gut war, das wissen wir auch nicht.

Während der anderen Interviews habe ich erfahren, dass Ihr Betrieb sehr geschätzt wird. Die Leute sprechen oft vom Spital und vom Café Koller als Zentrum des Quartiers. Empfinden Sie das auch so?

M.K.: Es wurde zu einem Treffpunkt. Vor allem ältere Leute schätzen das Café. [...]

J.K.: Ein Kunde und Freund aus dem Quartier kauft das Brot nur bei uns, weil er will, dass er morgen und übermorgen immer noch bei uns einkaufen kann. Er möchte, dass wir weiterhin Brot produzieren können. Aber es gab auch schon Leute, die sich wegen des Lärms beklagt haben. Doch ich glaube, man hat sich daran gewöhnt. [...]

Ich möchte noch ein wenig auf den Quartiersverein zu sprechen kommen. Sind Sie jemals im QV aktiv gewesen?

J.K.: Nein, ich war nie aktiv.

Was für eine Rolle sollte der QV nach Ihrer Meinung ausüben?

J.K.: Ich finde, der QV hat bis jetzt seine Rolle gut wahrgenommen, wie zum Beispiel beim Parkplatzproblem. Ganz allgemein finde ich es sehr gut, wie der QV sich um all die Umweltfragen kümmert.

Ein QV ist neben der Politik die einzige Möglichkeit, sich mit solchen Sachen auseinanderzusetzen und Druck auszuüben. Die Leute, die im Verein aktiv sind, machen ihre Sache gut. Wenn ich an der GV den Jahresbericht höre, habe ich das Gefühl, dass sich der Vorstand für die richtigen Angelegenheiten einsetzt. [...]

Kommt Ihnen spontan zur Geschichte des QV etwas in den Sinn? Zum Beispiel ein Anlass?

J.K.: Die Chäppali-Chilbi und natürlich der Treff am Bettag, die schon fast zur Tradition geworden sind. Dort trifft man sich und feiert zusammen Gottesdienst. Ich finde es besser, sich an solchen Tagen im Quartier zu treffen, als in ein Auto zu sitzen und in der Weltgeschichte herumzufahren. [...]

Nehmen Sie an diesen Anlässen regelmässig teil?

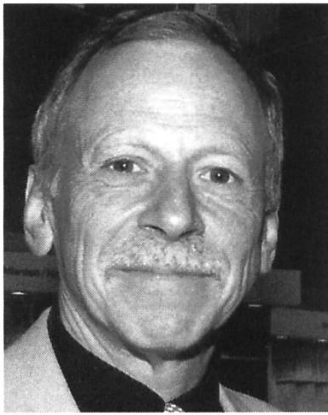
J.K.: Das Problem ist, dass die meisten Anlässe an den Wochenenden stattfinden. Weil wir an jedem Wochenende im Geschäft anwesend sein müssen, kann ich viele Veranstaltungen nicht besuchen. Aber gelegentlich sponsern wir etwas, und von daher ist der Kontakt schon gewährleistet. Am Bettag zum Beispiel offeriere ich immer das Brot und stosse dann noch schnell mit den Leuten an.

Gibt es ein spezielles persönliches Erlebnis, es spielt keine Rolle, ob negativ oder positiv, im Zusammenhang mit dem Quartier, an das Sie sich erinnern können und das Sie hier schildern möchten?

J.K.: Es gibt natürlich viele Erlebnisse. Negativ sind alle Todesfälle innerhalb unserer Kundschaft. Es sind viele Leute verstorben, die zu Beginn unserer Zeit hier zu uns kamen. Ich weiss nicht, ob diese Erlebnisse als negativ bezeichnet werden können, es ist der Lauf der Dinge. Aber trotzdem ist eine gewisse Tragik da. [...]

M.K.: Was mir immer aufgefallen ist, waren die vielen Kinder, die sich an den langen Sommerabenden immer um das Haus herumgetrieben haben. [...] Das war die Lebensfreude des Quartiers. Ich bin froh, dass es jetzt wieder vermehrt Kinder gibt und so keine Überalterung des Quartiers entsteht. [...]

J.K.: [...] Ich weiss eigentlich nichts Negatives. Für uns war die Entwicklung des Quartiers geschäftsmässig sehr positiv.



Konrad Lienert

Alter:

62, verheiratet,
3 erwachsene Kinder

Beruf:

Redaktor

Wohnort:

Sursee

Konrad Lienert
wohnt in Sursee am
Frieslirain 4 und
arbeitet grösstenteils
in Zürich.

Interview:

Stefan Röllin

Niederschrift:

Emanuel Amrein

Seit wann wohnen Sie in diesem Quartier?

Mit wenigen, allerdings ziemlich einschneidenden Unterbrüchen habe ich immer hier gewohnt. Meine Eltern sind mit mir als einzigem Kind im Jahre 1937 hierhergezogen. Zuerst haben wir bis 1957, also genau zwanzig Jahre lang, in der damaligen Villa Mariazell gewohnt. Das ist das Haus, das jetzt der Familie Palmers gehört.

War Ihr Vater Besitzer dieses Hauses oder bewohnten Sie mietweise dieses Haus?

Wir waren Mieter. Das Haus gehörte einem Angehörigen der Familie Beck, nämlich Franz Beck-Rüttimann. Dieser wurde Direktor der kantonalen landwirtschaftlichen Schule in Sursee und musste deswegen dort auch Wohnsitz nehmen. Für die Zeit, wo er an der Centralstrasse wohnen musste, suchte er jemanden, der ihm das Haus sozusagen instand hielt. Das hatte zur Folge, dass ein freier Schriftsteller und eine Klavierlehrerin mit ihrem Kind während zwanzig Jahren in dieser Villa wohnen konnten.

Hängt es damit zusammen, dass der Otto-Helmut-Lienert-Weg dort so genannt ist?

Das war der Grund.

Wann haben Sie dann dieses Haus am Frieslierainweg gebaut?

Wir haben es nicht selber gebaut, sondern wir sind 1957, als Herr Beck pensioniert wurde und selber wieder in die Villa Mariazell einzog, hierhergezogen. Das Haus gehörte meinem Grossonkel, und er hat uns als Untermieter aufgenommen. Als er starb, ging es dann über den Erbweg an unsere Familie. Gebaut wurde es 1948.

Auch dieses Haus ist nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Wie sah es damals hier aus, rund um das Haus am Frieslierainweg?

Es war praktisch ein Haus auf der grünen Wiese. Es gab die Frieslierainstrasse, aber nach Süden hin war eigentlich alles offen bis zum damaligen alten Spital. Wir schauten auf eine grüne Wiese mit Bäumen und mit Vieh, das dort geweidet hat. Richtung Westen war bis zur Brauerei nichts. Da hatte man einen sehr schönen Blick auf das Städtchen Sursee und nach Süden in die Alpen.

Wir haben die Quartierentwicklung schon ein wenig angeschnitten. Wie haben Sie die baulichen Veränderungen hier um dieses Haus, am Mariazellweg – ich denke zum Beispiel an das Entstehen der Roman-Burri-Strasse – erlebt?

Wahrscheinlich hat das die Lage dieser Villa Mariazell mit sich gebracht, dass man sich da immer auch ein bisschen abgehoben von allem fühlte, wenn man dort oben war. Wenn ich so zurückblicke, kommt es mir vor, als wäre allmählich das Städtchen Sursee immer näher an die Moräne von Mariazell «herangebrandet». Bis nach

dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren die Häuser, die zu Mariazell gehörten, natürlich vollkommen verloren in einem weiten, landwirtschaftlichen Umfeld. Es gab damals nur die Villa Zubler, wo jetzt die Villa Fretz ist; es gab das alte Bellevue, das sehr viel kleiner war, das 1938 entstandene neue Spital und dazwischen noch das Haus, das damals einem Herr Gut gehörte und jetzt von der Familie Schwegler bewohnt wird.

Das ist das Haus von Louis Gut gewesen?

Genau. Ausser einem Bauernhof, der auf der Höhe des Hauses, wo wir jetzt wohnen, gestanden hat, gab es nichts.

Sie haben vorher ganz interessant erzählt, dass das Städtchen wie «ausgeufert» sei Richtung Moränenhügel, dass dieser Moränenhügel die Brandung aufgefangen hätte. Könnte man nicht auch sagen, dass sich das sozial auswirkt? Unten haben wir die stärkste Brandung, dort befinden sich die Wohnblöcke, und oben stehen, abgesehen vom Spital, die Einfamilienhäuser?

Die erste grössere Bautätigkeit in den Nachkriegsjahren war mit wenigen Ausnahmen sozialer Wohnungsbau im Bereich der Sonnhaldenstrasse. Da wurden günstige Häuser gebaut, und das war eigentlich die erste planmässige Erschliessung dieses Quartiers.

Wie haben Sie den Ausbau des Spitals erfahren und welche positiven oder negativen Auswirkungen hatte das auf Ihr Befinden hier in diesem Wohnquartier?

Zunächst einmal ist es für uns natürlich sehr gut, so nahe beim Spital zu sein. Das erlebe ich jetzt, wo ich eine pflegebedürftige Mutter habe, die fünf Minuten von uns in guter Obhut ist. Das ist eine Annehmlichkeit zu wissen, dass man nahe bei dieser Institution ist. Das andere ist, dass natürlich durch die Spitalerweiterung sehr viel ausgelöst wurde, z.B. verkehrstechnisch. Der grosse Einschnitt in diese landwirtschaftliche Zone passierte eigentlich mit der Spitalerschliessung. Es wurde die Roman-Burri-Strasse gebaut, die aus bautechnischen Gründen ja sehr breit angelegt werden musste, auch damit man mit den Lastwagen zum Spital fahren konnte. Das haben wir als einen sehr massiven Eingriff erlebt. Die Immissionen durch den Verkehr sind immer ein aktuelles Thema. Wir sind natürlich sehr froh, dass das andere grosse Verkehrsprojekt in dieser unmittelbaren Umgebung, nämlich die Ringstrasse, vorerst einmal gestrichen worden ist.

Sind das Ihrer Meinung nach die grössten Probleme in diesem Quartier, die Sie kurz angeschnitten haben, oder würden Sie sagen, es gibt noch grössere?

Ich denke, dass dies schon die Probleme sind, die für mich im Vordergrund stehen. Von der Nutzung her ist das Quartier doch recht gemischt. Es gibt Gewerbebetriebe hier, die auch ihre spezifische

Art von Immissionen mit sich bringen. Aber ich denke, dass es im gegenwärtigen Umfang tragbar ist. Probleme würden eigentlich dann massiv kommen, wenn aus irgendeinem Grund diese Optimierung überschritten oder verlorengehen würde. Ich denke, dass das Quartier eigentlich verhältnismässig gut durchmischt ist, generationenmässig und vom Sozialen her. Ich denke nicht, dass wir in diesem Sinn spezifische Probleme haben. [...]

Wie beurteilen Sie grundsätzlich die Beziehung zwischen den Quartierbewohnern dem Gewerbe und den öffentlichen Institutionen, z.B. Spital, Café Koller, Rösterei Rost usw.?

Wir haben einen akuten Streit gehabt, nämlich als das Spital weitere sechzig Parkplätze hier zur freien Verfügung stellen wollte. Aber sonst empfinde ich eigentlich dieses Nebeneinander nicht als sehr konfliktgeladen. Es gibt selbstverständlich Abende, wo wir denken, es wäre schön, wenn wir noch eine bessere Schallisolation hätten, weil in der Brauerei irgendeine Veranstaltung ist, wo wirklich sehr viele Leute kommen, wo bis spät in die Nacht Autos kommen und gehen. Aber das ist für mein Gefühl bis zum jetzigen Zeitpunkt eigentlich tragbar.

Wie sehen Sie die Rolle des Quartiervereins damals und heute?

Ich muss mich natürlich dazu bekennen, dass wir, meine Familie und ich, eher Individualisten sind. Wir haben es aber immer als eine Annehmlichkeit empfunden, dass es diesen QV gibt und dass man sich da auch im Jahr bei bestimmten Gelegenheiten treffen kann. Aber ich muss ehrlich sagen, dass ich die Aktivitäten, das heisst die entwicklungspolitischen Aktivitäten des QV, etwas zu wenig begleitet habe, um hier wirklich ein Urteil abzugeben.

Wenn Sie von Annehmlichkeiten gesprochen haben, sind offenbar gewisse Anlässe gemeint. Welche Anlässe des QV haben für Sie eine Bedeutung?

Ganz sicher die jährliche GV und bei Gelegenheit auch die Chäp-pali-Chilbi, wo man sich treffen und kennenlernen kann.

Nun kommen wir noch einmal zurück zum Thema Moränenhügel als Brandungsfels. Wie erleben Sie diesen Raum bezogen auch auf Erholungs- und Freiraum? Wo sehen Sie Nutzungskonflikte zwischen Erholungs- und Freiraum hier in diesem Quartier?

Wenn ich noch einmal zurückdenke an die frühen Jahre hier, ist es für mich interessant zu sehen, dass damals Mariazell eigentlich im ganzen eine Art Erholungsraum war, auch auf die Seite zum Städtchen hin. Durch diesen Hügel, der doch ein genügend starkes Hindernis war, ist ein Teil dieses Erholungsraumes bewahrt worden. Es hat auch einmal politische Entscheide gegeben, die das konsolidiert haben. Ich denke, es müsste eine Aufgabe der Quartierbewohner von Mariazell sein, sich das bewusst zu machen und nicht

einfach zu denken, Mariazell sei einfach ein Wohnquartier. Es ist auch ein Quartier, in dem noch einer der wichtigsten Erholungsräume für Sursee gelegen ist. Man müsste alles daran setzen, dass dieser Erholungsraum wirklich ein Erholungsraum bleibt.

Was haben das Leben und das schriftstellerische, dichterische Schaffen Ihres Vaters auf dieses Quartier für einen Einfluss gehabt beziehungsweise dieses Quartier auf sein Schaffen? Was für ein «Ertrag» kommt aus diesem Lebensraum?

Ich glaube, es geht vor allem um den zweiten Aspekt. Mein Vater hat sehr gerne hier gelebt, vor allem natürlich in Mariazell damals noch. Er hat das unheimlich genossen, und er war auch ein Mensch, der eine sehr starke Beziehung zur Natur hatte. Das konnte man damals in diesem Quartier noch sehr stark leben. Ich denke, es gibt ausdrückliche Bezüge zu seiner Lebens- und Wohnsituation, hier vor allem im Buch «Stille Städtchen gründen tief», wo er ja das Leben in dieser Kleinstadt porträtiert hat. Es gibt einzelne Spuren, ich denke, es gibt vielleicht ein oder zwei Gedichte, wo man solche Niederschläge findet, und er hat auch einmal irgendeinen kleinen Text zum Sempachersee verfasst, den er von seinem Arbeitszimmer aus immer sehen konnte. Aber sonst war der Einfluss eher indirekt, er hat nicht sehr viel über das Quartier Mariazell geschrieben, er hat sich hier ganz einfach wohl gefühlt.

Jetzt kommen wir noch zu einer letzten Frage: Gibt es für Sie besondere persönliche Erlebnisse in diesem Quartier, an die Sie sich gerne oder vielleicht auch weniger gerne erinnern?

Es ist zwangsläufig so, dass man sich natürlich an die frühen Erlebnisse stärker erinnert und diese sich stärker einprägen. Ich erinnere mich vor allem an die ganze Jugendzeit. Da kommen sehr sinnliche Eindrücke. Ich sehe mich selber in einem Haus, wo man den ganzen Sommer über alle Fenster offen lassen und Klavier spielen konnte, dass es bis zum Sempachersee hinuntergetönt hat, da hat kein Mensch sich darüber aufgeregt. Auf der anderen Seite hat man alles immer sehr intensiv mitbekommen. Wenn der Nachbar seine Jauche ausgeführt hat, kam da auch etwas von draussen rein. Ich erinnere mich an einen Abend, der für mich auch irgendwie für dieses idyllische Leben bezeichnend war. Da haben mein Vater und ich auf der Terrasse der Villa Mariazell gesessen. Wir haben an einem verregneten Sommerabend das Radio mit auf die Terrasse genommen. Es hat so auf den Sempachersee heruntergerieselt, und wir haben uns dazu die lyrische Suite von Edvard Grieg angehört. Ich denke, das sind natürlich Lebensbedingungen, die man sich heute sehr schwer vorstellen kann, das ist so ein Erlebnis. Der Krieg gehörte schon auch stark dazu. Wir haben beispielsweise eine sehr dramatische Nacht erlebt, als irgendwelche Flugzeuge abgeschossen wurden, die dann im Eigental notlanden mussten. Die sind bei uns relativ nahe brennend vorbeigeflogen.

Dies führte dazu, dass wir mitten in der Nacht die Flucht angetreten haben, weil wir selber keinen Luftschutzbunker hatten in diesem alten Haus und uns so in die Nachbarvilla evakuieren mussten. Das war eine dramatische Episode, die auch mit dieser Wohnsituation zusammenhängt. Da wir auf einem strategischen Punkt wohnten, wurden wir auch sehr oft vom Militär besucht. Es gab irgendwelche Kommandoposten oder Funkstationen, die sich bei uns kurzfristig einlogierten, und eine Zeitlang hat sogar ein Oberst der Schweizer Armee im Zusammenhang mit diesen ganzen Reduitgeschichten seine Familie bei uns für einige Monate einquartiert als Untermieter. Auch das gehört zu diesen Kriegsjahren, die sich mir sehr stark eingeprägt haben. Ich erinnere mich auch noch gut, dass damals an dem Hang, der jetzt zur Sonnhalde hin geht, Korn angepflanzt wurde. Ein Erlebnis aus der neueren Zeit ist dann wirklich dieser Umbruch, als die unmittelbare Landwirtschaftsumgebung, in der wir anfänglich gewohnt haben, in ein Wohnquartier verwandelt wurde, als an einem nebligen Morgen plötzlich all diese Bagger und Strassenbaumaschinen unmittelbar neben unserem Grundstück standen. Da wurde uns bewusst, dass jetzt eine neue Zeit beginnen wird. Und ich erinnere mich an sehr viele Frühsommernmorgen, wo ich in meinem Bett lag und aus dem Halbschlaf durch ein sehr merkwürdiges Geräusch geweckt wurde. Das war das Rosenkranzgebet von Bittgängen, die damals aus allen Nachbargemeinden regelmässig nach Mariazell führten. Der Weg dieser Bittgänge führte genau an unserem Haus vorbei. Ich habe das immer noch im Ohr, dieses Rosenkranzgebet und das anschliessende Geläute in der Kapelle, wenn sie drüben ankamen.

Frau Klara und Marilene Zihlmann, könnten Sie kurz Ihre persönlichen Daten festhalten?

K.Z.: Ich bin 1930 im Gasthaus Brauerei geboren. Meine Eltern führten diesen Gastbetrieb bis 1932.

M.Z.: Ich bin ebenfalls im Gasthaus Brauerei zur Welt gekommen, allerdings ein Jahr früher als meine Schwester.



Klara Zihlmann

(links auf dem Bild)

Alter:

67

Beruf:

Schuhverkäuferin

Marilene Zihlmann

(rechts auf dem Bild)

Alter:

68

Beruf:

Krankenschwester

Wie erlebten Sie den Lebensraum, in dem Sie aufgewachsen sind (d.h. während der Kindheit und Jugendzeit bis zum Beginn Ihrer Berufstätigkeit)? Was war das für eine Welt, rund um die «Braui»?

M.Z.: Wir wohnten nur kurze Zeit in der «Braui» und zogen nachher an die Merkurstrasse. Doch nach wenigen Jahren kehrten wir ins Quartier Mariazell zurück und sind in dem Haus, das unmittelbar unterhalb der Kapelle Mariazell neben dem kleinen «Wegchäppeli» steht, aufgewachsen. [...]

Das wäre das Haus, das ungefähr um 1930 erbaut wurde, neben dem sogenannten Zellchäppeli, an der heute vielbefahrenen Münsterstrasse?

M.Z.: Ja. Wir waren aber schon immer oft im Quartier Mariazell, weil unsere Grossmutter Jost auf dem Hof Mariazell wohnte, von dem heute noch das Wohnhaus an der Münsterstrasse steht.

K.Z.: Der Hof Mariazell war das Elternhaus unserer Mutter. Aus diesem Grund waren wir oft dort. Zudem wohnten eine ledige Tante und ein Onkel mit seiner Familie auf demselben Hof.

Was war das für eine Welt, die Sie in Ihrer Jugendzeit erlebt haben?

M.Z.: Das Quartier war nicht gross. Zum Quartier gehörten die Kapelle, das Kaplanhaus, das Kinderheim Mariazell, die zwei Chalets, die auf der Anhöhe stehen, und noch die Schnyders am See.

Schnyders von der alten Ziegelhütte?

M.Z.: Das ist möglich. Unterhalb der Liegenschaft war das Bootshaus der Korporation.

Ja, genau.

M.Z.: Dazu die Liegenschaft Zellmoos und der Hof Mariazell unserer Grosseltern Jost sowie das Haus von Frau Jurt und die Villa.

K.Z.: Zusätzlich noch der Hof von Eduard Stocker, von dem wir lange Zeit glaubten, dass dieser der eigentliche Hof Mariazell sei.

Der Hof Stocker wäre das schöne Haus auf der Krete neben der Villa Mariakulm, die ursprünglich so hiess?

M.Z.: Ja, genau.

Klara und Marilene Zihlmann wohnen an der Roman-Burri-Str. 10 in Sursee.

(Um die Personen unterscheiden zu können, werden die Kürzel K.Z. für Frau Klara Zihlmann und M.K. für Frau Marilene Zihlmann verwendet.)

Interview:

Stefan Röllin

Niederschrift:

Emanuel Amrein

Wenn Sie die Häuser rundherum, wo Sie aufgewachsen sind, so betrachten, dann gab es nebst der Villa Mariazell zwei weitere Villen zu dieser Zeit: die Villa Zubler, heute Fretz genannt, und die Villa Waldburga, das Haus von Louis Gut.

M.Z.: Dazu kam noch das Bellevue. Diese Häuser hatten keinen Bezug zu Mariazell, weil die Bewohner aus diesem Gebiet via Lungholzstrasse Richtung Städtchen gingen. Dieser Teil gehörte zum Lungholz. Die Villa war die Grenze zu Mariazell. Für die Bewohner der Villa und der Liegenschaft Stocker gab es einen privaten Fussweg durch das Gehöft der Familie Jost, welcher in die Münsterstrasse führte. Darum kannte man jedermann im Quartier, obwohl das Kinderheim eine Ausnahme bildete. Es war sehr eng. Wir waren «Mariazeller» und zählten uns niemals zum «Städtli».

Sie erwähnten verschiedene Bauernhöfe. Aber am Frieslirain gab es doch auch noch einen Bauernhof? Hatte dieser Hof einen bestimmten Namen?

M.Z.: Ich kann mich an keinen bestimmten Namen erinnern.

Dann gab es doch noch einen kleinen Hof in der Nähe?

M.Z.: Jawohl, den Hof der Familie Anton Egli.

Ja, ein gewisser Herr Egli von Buchs brachte mir ein Foto. Er behauptete, dieser Hof habe «Strompferheimet» geheissen?

K.Z.: Das wüssten wir jetzt nicht. Der gehörte auch zum Lungholz, Luzerner-Vorstadt hat das damals geheissen. Der erwähnte Herr Egli war ein Cousin des ehemaligen Stadtpräsidenten Josef Egli. An der Münsterstrasse war ein Hof, welcher der Familie Adolf Stocker gehörte. Dieser Hof wurde von Egli gepachtet, von den Eltern des Josef Egli. [...] Dann gab es natürlich noch die Gehöfte der Familien Hess und Wey an der Münsterstrasse und der Familie Stocker an der Sonnmatte. Dieses Ehepaar lebt noch, er war Viehhändler. Aber der Bauernbetrieb ist eingegangen.

Mir fällt auf, dass Sie einen Bauernhof nicht erwähnt haben, nämlich den Hof von Carl Beck, der heute noch besteht. Gehörte für Sie dieser Hof nicht zum Quartier?

M.Z.: Obwohl der Beck «Kari» Land im Mariazellgebiet besass und man ihn häufig antraf, gehörte sein Hof doch eher zum Städtli als zum Quartier. [...]

Das heisst, wir müssen uns das Quartier in einem viel kleineren Rahmen vorstellen als heute?

M.Z.: Ja, unbedingt.

Wie haben Sie beide das Wachstum und die Bautätigkeit seit dem Jahre 1939/40, dieses Datum weist auf den Bau des Bezirkspitals hin, erlebt?

K.Z.: Ich erinnere mich gut an den Bau des Spitals, weil der Gedanke für uns ausserordentlich war, hier ein Spital zu bauen. In der Schule mussten wir für den Spitalbazar Sachen anfertigen, schon aus diesem Grunde kann ich mich daran erinnern.

M.Z.: Es war eine grosse Baustelle, und wir schauten häufig bei den Bauarbeiten zu, um zu sehen, wie sich das ganze entwickelte. Für das Quartier war es etwas ganz Besonderes, obwohl wir damals eigentlich noch nicht von Quartier sprachen und die Baustelle gar nicht zu uns zählten.

1940 wurde das Spital eingeweiht, und damit traten die ersten Veränderungen der Strassen auf. 1943 wurde die «Baugenossenschaft Sursee» gegründet, die Gelder zur Verfügung stellte und auch selber Häuser an der späteren Sonnhaldestrasse baute. Haben Sie etwas von dieser Bautätigkeit mitbekommen und wie haben Sie die Zeit von 1940 bis 1950 erlebt?

M.Z.: Vor dieser Zeit gab es keine Verbindung zwischen der Münsterstrasse und dem Lungholzgebiet. Entweder ging man über Mariazell oder die Luzernstrasse. Als diese Häuser gebaut wurden, gab es dann eine Verbindung. Damit wurde eine Öffnung des Raumes Mariazell erwirkt.

K.Z.: Wir erlebten so den Bau des Stocker Franz und von Kurmann Adolf, neben Zublers am Mariazellweg. Wir besichtigten jeweils die stattlichen Rohbauten. Uns interessierte die Lage dieser Häuser, dazu kannte man noch die Bauherrschaft. Hingegen kann ich mich weniger an den Bau der Häuser an der Sonnhaldestrasse erinnern. Man wusste, dass diese gebaut wurden, aber die anderen Häuser haben uns mehr fasziniert.

Sie wohnen jetzt an der Roman-Burri-Strasse. Wann wurde dieses Haus gebaut?

K.Z.: Ende 1959.

Hier gibt es ganze Häuserzeilen aus den fünfziger und frühen sechziger Jahren. Aber gab es diese Strasse überhaupt schon?

M.Z.: Nein.

Wie kamen Sie dann überhaupt zu Ihrem Haus?

M.Z.: Via Luzernstrasse.

K.Z.: Zudem via Spitalstrasse und das damalige «Lungholz». Neben einem kleinem Strässchen war hier alles Wiese.

Ausser ein paar wenigen Häuser am Frieslirain, zum Beispiel dem Haus, das von Otto-Helmut Lienert bewohnt wurde.

M.Z.: Die Roman-Burri-Strasse wurde erst mit dem Bau der «Blöcke» gebaut.

K.Z.: Aber eigentlich wurde sie im Zusammenhang mit dem neuen Spital erstellt.

Wie erlebten Sie die Entwicklung der «Blöcke» an der Sonnhaldestrasse? Nahmen Sie diese überhaupt wahr?

K.Z.: Diese Entwicklung haben wir stark wahrgenommen, weil viel Kulturland verschwand und mehr Leben in das Gebiet kam. Zudem kannten wir den Bauern Josef Hess, der nach und nach sein Land verkauft hat. Beeindruckt haben uns vor allem die beiden Neubauten auf einem Grundstück der Familie Jost, unserer Verwandten. Die stattliche Scheune mit Ökonomiegebäude sowie das Lattenhäuschen mit dem Ziehbrunnen wurden abgebrochen.

Waren Sie auch gefühlsmässig betroffen oder nahmen Sie einfach zur Kenntnis, wie alles überbaut wurde?

K.Z.: Ich glaube, gefühlsmässig wurden wir nicht stark belastet. Wir nahmen das einfach zur Kenntnis. Was uns vielleicht gelegentlich belastete, war die Tatsache, dass wir das Gefühl hatten, es würde in Eile und nicht «wärschaft» genug gebaut.

Das war die Hochkonjunktur. Wenn man betrachtet, wie diese Häuser sich schon wieder verändert haben... Sie mussten isoliert werden und erhielten ein neues Dach.

K.Z.: Beim Stichwort Dach: von diesen Flachdächern waren wir nie überzeugt.

Zum Stichwort Strassennetz. Kommt Ihnen etwas zur Entwicklung des Quartierstrassennetzes in den Sinn?

M.Z.: Also die Strasse vom Städtchen Richtung Mariazell war «bombiert» und noch mit Strassengräben versehen. Ein Trottoir gab es natürlich noch nicht. Auf unserem Schulweg brauchte man den Verkehr nicht so zu beachten, wie es heute der Fall ist. Ab und zu fuhr zwar ein Auto vorbei, aber die Mehrzahl bildeten noch Fuhrwerke.

K.Z.: Die Strassengräben waren vor allem bei Regenwetter mit Wasser gefüllt.

M.Z.: Die Strasse bis zur Gabelung war nicht mehr Naturstrasse seit ich mich erinnern kann, war sie geteert. Die Strasse nach Zellfeld wurde in den dreissiger Jahren asphaltiert. Die Asphaltierung nach Schenkön wurde erst in den fünfziger Jahren realisiert. Eine asphaltierte Strasse hatte damals einen hohen Stellenwert.

Wenn wir jetzt etwas weiterschauen, seit den vierziger Jahren, nach dem Spitalbau, als dieses Haus hier gebaut wurde. Haben Sie da noch etwas zum Strassennetz zu sagen?

M.Z.: Die Strassen wurden saniert und erweitert, vor allem nach der Spitalerweiterung. Sehr einschneidend für uns war der Bau der Roman-Burri-Strasse. Sie wurde so breit gebaut, dass wir sogar einen Teil unseres Gartens abtreten mussten.

K.Z.: Damals sprachen wir von einer «Avenue».

M.Z.: Dies haben wir nicht unbedingt als positiv empfunden. Die anderen Häuser rückten dadurch näher an unser Haus. Früher, wenn wir zu der Familie Lienert wollten, liefen wir einfach über die Wiese.

K.Z.: Wir wurden immer mehr von Bauten umzingelt. Als wir beispielsweise neu hier wohnten, hatten wir beinahe auf alle Seiten freie Sicht. Nach und nach wurde rund herum gebaut.

Das heisst, dass Sie vom Grünen langsam in die Stadt hineinkamen?

M.Z.: Ja.

Zum Stichwort Gewerbe: Konnten Sie früher, bis in die fünfziger Jahre, in diesem Raum überhaupt etwas einkaufen? Gab es überhaupt Läden?

K.Z.: Ab dem Jahre 1950 kauften wir das Brot in der «Dommen»-Bäckerei, heute das Café Koller. Das war ein sehr einfaches Café. Sonst kauften wir eigentlich alles im «Städtli», oder die Ware wurde gebracht. Zum Beispiel kam der «Möucher» jeden Tag.

M.Z.: Es gab noch einen kleinen Lebensmittelladen an der Sonnhaldestrasse. [...]

K.Z.: Das war aber erst in den sechziger Jahren.

Von wem wurde dieses Geschäft geführt?

M.Z.: Von der Familie Kamm. Sie bewohnt jetzt noch dasselbe Haus.

K.Z.: In dem Haus an der Münsterstrasse, heute Sitz der Stiftung Brändi, gab es später noch einen ziemlich grossen Selbstbedienungsladen. [...]

Könnten Sie uns noch etwas zur Weinhandlung Bächtiger, die neben dem Restaurant Brauerei war, und zur Kaffeerösterei Rost sagen?

M.Z.: Die Weinhandlung Bächtiger existierte noch, als wir in der «Braui» waren. Diese Weinhandlung war aber eher ein bescheidener Betrieb.

K.Z.: Die Rost-Weinhandlung kam später ins Quartier. Ihr Standort war vorher im Städtchen, wo heute der «Löwen» ist. Das waren die Gebrüder Rost. [...]

M.Z.: Noch heute ist der «Löwen» mit «Weinhandlung» beschriftet. Die handelten schon damals mit Kaffee, aber ich glaube, sie hatten noch keine eigene Rösterei.

Wie ist es in der Nachbarschaft der Rösterei? Haben Sie keine Probleme?

M.Z.: Wir konnten es riechen, vor allem bei schlechtem Wetter. Aber seit der Sanierung ist es besser.

Zum Thema Gasthäuser und Hotels. Wie schon erwähnt, kamen Sie im Hotel Brauerei zur Welt. Ihr Vater war dort Gastwirt und Hotelier. Warum sind Sie weggezogen?

M.Z.: Unser Vater erlitt 1930 eine schwere Kopfverletzung. Er erholte sich nie mehr vollständig, und dadurch war es nicht mehr möglich, diesen Gasthof weiterzuführen.

War das der Besitz Ihres Vaters? Verkaufte Sie die Wirtschaft weiter?

M.Z.: Ja, 1932 an die Familie Steinger. [...]

1947, vor fünfzig Jahren, wurde der Quartierverein Mariazell gegründet. Was wissen Sie über den QV? Was wissen Sie über die Aktivitäten des QV? Was haben Sie selber für eine Beziehung zum QV?

M.Z.: Also ich weiss eigentlich wenig, weil ich relativ viel abwesend war. Die Familie war immer Mitglied des QV, aber wir sind im Verein selber nicht aktiv gewesen.

Haben bestimmte Anlässe des QV für Sie eine Bedeutung?

K.Z.: Wir nehmen sie zur Kenntnis, jedoch haben diese Anlässe für uns keine besondere Bedeutung. [...] Jetzt, wo wir pensioniert sind und mehr Zeit haben, hat die Bedeutung zugenommen. Wir sind auch schon an Versammlungen gewesen, aber weniger an den Anlässen. [...]

Zusammengefasst: Sie nehmen den QV wahr, sind aber nicht aktiv tätig und besuchen unregelmässig Versammlungen und Anlässe.

K.Z.: Ja, genau.

Was sind für Sie in Ihrem Lebensraum die grössten Probleme? Was muss sich verändern?

M.Z.: Durch die Zunahme der Mobilität, die wir alle beeinflussen, hat der Autoverkehr im Quartier stark zugenommen. Es war sogar vorgesehen, die Wiese an der Roman-Burri-Strasse in einen Parkplatz umzuwandeln. Da hatten wir einfach Bedenken, dass es noch mehr Verkehr geben könnte. Es wuchs das Gefühl, das Gebiet nördlich des Spitals sei hauptsächlich Parkmöglichkeit inmitten von bevorzugtem Wohnraum.

Also die Parkmöglichkeiten vor allem bezogen auf das Spital?

M.Z.: Man spricht vordergründig immer vom Spital. Aber daneben sind es auch Spaziergänger, Hundehalter, die ihre Hunde ausführen, Kunden des Cafés Koller und Quartierbewohner, welche alle hier von den kostenlosen Parkplätzen Gebrauch machen. Nach und nach wurde schönes Land klammheimlich zu Parkplätzen umgewandelt (z.B. Braui, Rost usw.).

1995 erweiterte die «Braui» und eröffnete die Bar «Sunrise». Inwiefern spüren Sie diese Erweiterung?

M.Z.: Hier sind wir nicht direkt vom Restaurant-Lärm betroffen. Aber wenn in der «Braui» sehr viel los ist, dann haben wir mehr Verkehr, und es ist automatisch lauter.

Gibt es noch andere Probleme, neben der zunehmenden Mobilität und dem Parkplatzproblem, von denen Sie sich betroffen fühlen und die Veränderungen verlangen? Oder ist das das grösste Problem?

K.Z.: Das ist das grösste Problem. Sonst fühlen wir uns in diesem Quartier sehr wohl. Trotz der Tatsache, dass rund um unser Haus gebaut wurde, ist ein gewisser Freiraum geblieben. Es ist nicht so eng wie in anderen Quartieren. Wenn ich zum Beispiel durch den Fährdriechweg gehe, wird mir bewusst, wie schön wir es haben. Obwohl wir anfänglich von der Überbauung an der Roman-Burri-Strasse nicht so begeistert waren, haben wir uns an diese Bauten gewöhnt. Dadurch, dass die drei «Blöcke» nicht zu eng aufeinander gebaut sind, ist es immer noch relativ luftig. Den Baumbestand entlang der Roman-Burri-Strasse und in den Gärten empfinden wir als besonders wertvoll.

M.Z.: Die Bearbeitung der ganzen Problematik mit den Parkplätzen hat die Quartierbewohner zusammengekittet. Es wurde sehr viel miteinander gesprochen und diskutiert. Die Bewohner wurden aktiv, und deswegen gab es die vielen Einsprachen gegen diesen Parkplatz, zu unserem Glück.

K.Z.: Im nachhinein hatten wir das Gefühl, dass die Parkplatzerweiterung nicht nur für das Spital, sondern auch für anderes Gewerbe vorgesehen war. Vielleicht hat die Erweiterung des «Bellevue» auch einen Einfluss?

M.Z.: Wir haben eine gewisse Angst, dass noch eine Bar in die Nähe kommt und ein solcher Restaurationsbetrieb nachts einfach noch mehr Unruhe ins Quartier bringt.

Was gibt es für Sie zu ergänzen und was gibt es für besondere Ereignisse, die Sie gerne erzählen möchten?

K.Z.: Da muss ich noch einmal das Wohnquartier erwähnen, in dem wir aufgewachsen sind. Was uns als Kinder immer ganz grossen Eindruck gemacht hat, war das Kinderheim Mariazell. Wir waren beeindruckt, wie diese Kinder in der Masse und in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen sind und wie sie aus dem Heim in die «Christenlehre» in die Pfarrkirche gingen. Stets armselig gekleidet, gingen sie in Reih und Glied an unserem Haus vorbei, meistens in Begleitung von einer oder zwei Schwestern. Jeweils am Sonntagmorgen mussten die älteren der Kinder in die Frühmesse ins Mariazell und anschliessend noch in die Pfarrkirche zum Hauptgottesdienst. Unsere Mutter sagte manchmal, wenn sie mit uns nicht so zufrieden war: «Ich gebe euch sonst ins Kinderheim Mariazell.» Davon liessen wir uns beeindrucken, weil wir wussten, welche Freiheiten wir hatten und dass wir derer teilweise beraubt werden würden.

Alljährlich um die Weihnachtszeit spielten die Kinder vom Heim Theater für die Bevölkerung von Sursee und Umgebung. Diese Aufführungen waren für uns Mariazeller ein besonderer Anlass, war es doch damals etwas Aussergewöhnliches und erheiternd fürs Gemüt.

Was haben Sie noch für Erlebnisse gehabt, Frau Marilene Zihlmann?

M.Z.: Wir sind in einer Zeit aufgewachsen, als man mit der Kirche noch stark verbunden war. Vor allem während der Kriegszeit hatte man Angst, und es wurde viel gebetet. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, als wir die Bittgänge ins Mariazell, die direkt an unserem Haus vorbeigingen, beobachteten. Diese Bittgänge wurden von vielen umliegenden Kirchgemeinden organisiert und waren zum Teil sehr gross. Oder auch wenn jemand gestorben war, zum Beispiel in Schenkon. Die Leichenzüge, damals noch mit «Ross und Wage» und mit betenden Leuten, glichen immer einer Prozession. [...]

Die Abfallentsorgung war auch ganz anders geregelt. Es gab ja keine Entsorgung wie heute, sondern jedes Haus hatte einen Miststock. Zu der Zeit, als wir aufgewachsen sind, hatte das Mariazellgebiet noch gar keine Kanalisation. Jedes Haus hatte ein «Güllenloch» mit der «Hüsligülle», die man von Zeit zu Zeit in den Gemüsegarten geschöpft hat. Heute weiss man, dass die meisten Leute davon Würmer bekamen.

Speziell war, wie wir alte Sachen in einem Erdloch entsorgten. Dieses Versenkloch war am Weg von Stockers Richtung Münsterstrasse und war sehr wahrscheinlich ein alter Sodbrunnen gewesen. [...] Wenn die Stadt beispielsweise Glasscherben einsammelte, dann lief jemand vom Bauamt oder der Totengräber, ich weiss es nicht mehr so genau, mit einer Schelle durch die Strassen und rief: «Heute werden Scherben abgeführt!» Dann stellte man diese Scherben zum Abholen bereit.

Ich kann mich auch gut an unsere Spielplätze erinnern. Oft waren wir im Hof der Familie Jost, bei unseren Cousins und Cousinen und anderen Kindern aus dem Quartier. Wir machten dort verschiedene Spiele. Zum Beispiel spielten wir sehr gerne «Plänerlis»: Auf den Boden wurde mit einem Ast einen Plan gezeichnet, der zeigte, wo man sich versteckte. Die andere Gruppe musste die Versteckten suchen gehen. Das war oft sehr lustig. [...] Ich denke, diese Spiele waren sehr kreativ, und es ist immer erstaunlich, wie man damals mit wenig unterhaltsam spielen konnte.

Was hat Sie neben Ihren beruflichen Tätigkeiten dazu bewogen, an diesen Ort zu ziehen?

Für mich war es eine Rückkehr in die Heimat, da ich mit zwanzig Jahren von Sursee wegzog. [...] Dass ich gerade an die Sonnenhaldestrasse ins Quartier Mariazell zog, ist eher ein Zufall. Auf der Suche nach einer Wohnung wurde ich hier fündig.

Was bewegte Sie dazu, im Quartierverein aktiv zu werden?

Ich wurde im Jahre 1994 angefragt, ob ich im Vorstand mitmachen würde. Da es mir wichtig schien, auch im Hinblick auf die Einschulung meiner beiden Töchter, mit den Leuten im Quartier einen guten Kontakt zu haben, entschied ich mich dafür, als Vorstandsmitglied aktiv mitzuhelfen.

Wie haben Sie die Quartierentwicklung in der Vergangenheit erlebt?

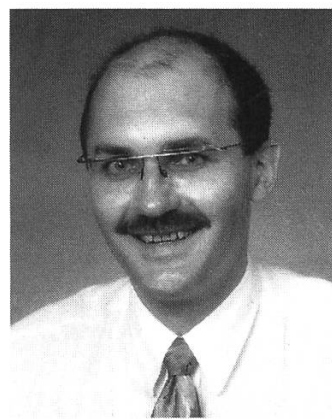
Seit ich in diesem Quartier wohne, hat sich das Quartier von der Struktur her nicht massgeblich verändert. Eigentlich ist seit 1988 alles stabil geblieben. [...]

Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Quartiers?

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass das Quartier so bleibt, wie es momentan ist. Es gibt im Quartier nichts, was ich ändern würde. An einer Sitzung mit den verschiedenen Präsidenten der Quartiervereine Sursees haben wir die Situation anhand verschiedener aktueller Probleme unserer Gesellschaft analysiert und kamen dabei zum Schluss, dass im Quartier Mariazell eine absolut heile Welt vorherrscht. Wir haben einen Kindergarten, der von den Kleinsten einigermaßen geschützt erreicht werden kann, ohne gross dem Strassenverkehr ausgesetzt zu sein. Daneben gibt es mit dem St.-Martins-Grund ein Schulhaus, wo eine persönliche Begegnung mit den Schülern noch möglich ist und man sich über die Klassenverbände hinweg noch kennt. Im Quartier selber sprechen die Leute noch miteinander, wie die letzte Jubiläums-GV mit 150 Teilnehmern gezeigt hat. Es herrscht ein reger Austausch. [...] Mit der Reaktivierung des «Bellevue» als Quartierrestaurant hegen wir grosse Hoffnungen, dass es wieder zum zentralen Begegnungspunkt werden könnte.

Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten aktuellen Probleme im Quartier?

Es gibt immer wieder Infrastrukturprobleme, die diskutiert werden. Zum Beispiel das Parkplatzproblem beim Spital, ein Problem das nahezu seit zwanzig Jahren dieses Quartier bewegt. Dies ist typisch für unser Quartier, in welchem oft das St.-Florians-Prinzip angewendet wird. Jeder im Quartier sieht ein, dass das Spital zusätzliche Parkplätze benötigt, aber niemand möchte diese dann vor seiner Haustüre haben. Dies ist verständlich in Gebieten, wo



Ivo Muri

Alter:

38, verheiratet,
2 Töchter

Beruf:

Betriebsökonom
HWV

Wohnort:

Sursee

Ivo Muri wohnt seit 1988 im Quartier. Er ist in Sursee in verschiedenen Quartieren aufgewachsen und kehrte nach einem zehnjährigen Unterbruch nach Sursee zurück, um im Betrieb seines Vaters die Geschäftsführung zu übernehmen. Ivo Muri steht dem Quartierverein Mariazell seit 1996 als Präsident vor.

Interview:

Thomas Bachmann

Niederschrift:

Thomas Bachmann

Wohneigentum (Einfamilienhäuser) vorherrscht. Die Leute haben Angst um ihren Besitz und bringen dies auch zum Ausdruck. Bei solchen Problemen würde ich mir trotzdem etwas mehr Kompromissbereitschaft wünschen.

Das Quartier wurde stark erweitert. Dadurch ist die momentane Ausdehnung des Quartiers ziemlich gross. Gibt es Bestrebungen, das Quartiergebiet wieder zu verkleinern?

Ich habe an der GV konsultativ gefragt, wie man dazu steht, dass das Quartier so gross ist. Persönlich glaube ich schon, dass das Gebiet im Zellgrund andere Bedürfnisse hat als das Gebiet um Mariazell. Insofern glaube ich, dass es sich irgendwann einmal auseinanderleben wird. Ich denke aber auch, dass es momentan Sinn macht, diese beiden Gebiete zusammenzuhalten, weil das Gebiet Zellgrund zu klein ist, um einen QV zu gründen. Sobald jedoch dieses Gebiet stärker überbaut wird, wird sich eine Wende abzeichnen. Dies sollten wir jedoch sowohl der natürlichen Entwicklung überlassen als auch den Menschen und ihren Bedürfnissen.

Wie beurteilen Sie die Beziehung zwischen den Quartierbewohnern, hiesigem Gewerbe und öffentlichen Institutionen?

Hier findet ein reger Austausch statt. Dies hat auch damit zu tun, dass die meisten Institutionen durch Persönlichkeiten im Quartierverein vertreten sind. Man kennt sich einfach. Diesen Austausch, der hier auf einer sehr positiven, persönlichen Beziehungsebene stattfindet, finde ich gut.

Also stellt beispielsweise das Spital, was die Integration im Quartier betrifft, keinen Fremdkörper dar?

Überhaupt nicht, eher im Gegenteil. Das zeigt sich auch dadurch, dass wir dort jeweils für unsere Generalversammlung das Gastrecht geniessen dürfen. Auch die Spitalleitung zeigt sich an einem regen Austausch mit dem Vorstand und den Quartierbewohnern interessiert. [...]

Wie sehen Sie die heutige Rolle des Quartiervereins?

Die anfängliche Aufgabe des Quartiervereins bestand darin, die Infrastrukturvorhaben und die Besiedlung in vernünftige Bahnen zu lenken. Dies ist meinen Vorgängern gut gelungen. Eine neue Herausforderung für den QV könnte aus allen gesellschaftlichen Entwicklungen wie Ausländerproblematik, Jugendproblemen, Beschäftigungsproblemen usw. entstehen. Man könnte sich überlegen, welche Möglichkeiten ein QV hat, um solche gesellschaftliche Entwicklungen aktiv beeinflussen zu können. Anonymität ist der massgebliche Nährboden für viele Randerscheinungen unserer Zeit, wie Kriminalität, Drogen und Gewalt unter Jugendlichen. Wenn wir es schaffen, die Leute im Quartier zahlreich an unsere Anlässe zu locken, damit sich diese dort begegnen können, dann

helfen wir aktiv mit, solchen Randerscheinungen vorzubeugen. Dies wird meines Erachtens auch in Zukunft eine zentrale Aufgabe unseres Vereins bleiben.

Kommt Ihnen zur Geschichte des QV spontan etwas in den Sinn?

Was mich sehr beeindruckt, ist unser ältestes Vorstandsmitglied, das ist Franz Stocker. Er hat mir einmal erzählt, dass man ihn als Spinner bezeichnet hat, als er hier im Quartier sein Haus gebaut habe. Quasi ein Einsiedler sei er gewesen, als er vom Städtchen auszog, um hier ein Haus zu bauen. [...]

Das andere ist der Industriebetrieb Lanz und Marti, der sich hier angesiedelt hat. Die Quartierbevölkerung reagierte und brachte es fertig, zu einer Zeit, wo die Zonenplanung noch nicht so aktuell war, dass Industrie- und Wohngebiete sauber getrennt wurden. [Die Firma Lanz und Marti gab schon früh Anlass zu Reklamationen, was dazu führte, dass der Betrieb an die Zeughausstrasse umzog. Anm. der Redaktion.]

Gibt es im Zusammenhang mit dem Quartierverein spezielle persönliche Erlebnisse, an die Sie sich erinnern können und die Sie hier gerne schildern mögen?

Die Jubiläumsgeneralversammlung vom März war für mich als Präsident sehr beeindruckend. [...] Es war ein wunderbares Gefühl zu erleben, dass unser Quartierverein auch nach fünfzig Jahren nicht nur auf dem Papier besteht. Die Leute freuen sich, einander zu begegnen, und haben sich noch etwas zu sagen.